

Malcolm Sylvers

Brigitte Domurath-Sylvers

**Mythen und Kritik in der
Ideengeschichte der USA:
25 Porträts**

Metropolis-Verlag

Marburg 2014

Die Abbildung auf dem Buchumschlag zeigt die Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Metropolis-Verlag für Ökonomie, Gesellschaft und Politik GmbH

<http://www.metropolis-verlag.de>

Copyright: Metropolis-Verlag, Marburg 2014

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7316-1036-6

Einleitung

Die englische Besiedlung Nordamerikas entwickelte sich viel unabhängiger als andere Formen des „settler colonialism“ etwa in Australien oder Südafrika. Die ersten Auswanderer des nördlichen Nordamerika waren Oppositionelle, die feste Pläne für ihr zunächst recht eigenständiges Gemeinwesen hatten. Nach ersten kriegerischen Auseinandersetzungen mit der Urbevölkerung war man bald mit der Frage konfrontiert, wie man sich ihr gegenüber verhalten sollte, während im Süden der Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft den Sklavenimport interessant machte.

Die nachfolgenden Einwandererwellen brachten dem Norden und Westen der USA die jeweils tüchtigsten Leute aus Europa. Der wirtschaftliche und politische Erfolg und der Rang der USA in der Welt, den man ohne Übertreibung bis in die 1960er Jahre hinein als „immer oben“ beschreiben kann, beeinflusste natürlich das Selbstbewusstsein der Intellektuellen.

Für die hier vorgestellte US-Ideengeschichte ist typisch, was man angewandte Philosophie nennen könnte. „Public intellectuals“, d.h. Journalisten, manchmal Politiker, aber auch Mitglieder politischer Gruppierungen, im 20. Jahrhundert auch Universitätsangehörige beteiligten sich mit Abhandlungen, Essays, Artikeln, religiösen oder politischen Pamphleten, Vorträgen oder Reden an einer öffentlichen Debatte über ihr Land. Die Vertreterinnen und Vertreter der US-Ideengeschichte beziehen sich fast immer direkt auf ihre politische Gegenwart, so dass, lässt man ihr Leben und ihre Schriften an sich vorüberziehen, auch ein Panorama der nationalen Geschichte mit ihren Charakteristika entsteht. Wirklich abstrakte Denker wie Josiah Royce und George Santayana, die sich wie viele ihrer europäischen Kolleginnen und Kollegen fast ausschließlich mit Epistemologie, Ästhetik und Ethik beschäftigten, sind weit weniger zahlreich.

Diese Definition mag manchem zu reduktionistisch erscheinen, weil ihm „wirkliche“ Philosophen vorenthalten würden. Aber hier scheiden sich eben die Geister zwischen beiden Seiten des Atlantiks. Auch zahlreiche europäische Immigranten, etwa Theoretiker wie Eric Voeglin, Erich Fromm, Hannah Arendt oder Herbert Marcuse, haben wir aus unseren Porträts ausgeschlossen, da sie, so kontinuierlich sie auch in den USA tätig waren, dennoch nicht vor allem über diese schrieben.

Viele der in diesem Band Porträtierten kann man Disziplinen wie Soziologie, Geschichte, Theologie, Politische Ökonomie und Politikwissenschaft

zuordnen, auch wenn sie oft kein universitäres Fach vertraten. Einige darunter sind keine Fachleute, eher „hommes“ bzw. „femmes des lettres“. Wir haben aber keineswegs jegliches Massensentiment – etwa Rassismus, Nationalismus, religiöse Empfindungen, Verdacht gegen die Wohlhabenden – gleich als Idee interpretiert. Alle hier berücksichtigten Gedanken sind niedergeschrieben, entwickelt, systematisiert und beziehen sich auf andere politische oder philosophische Konzepte.

Einem Blick in die US-Geschichte wird üblicherweise eine Erklärung für die Gegenwart abverlangt, und dies ist, wenn auch oft als einfältig aktualisierend abgetan, an sich nicht unbillig. Auch über dem Eingang der National Archives in Washington, D.C., findet man das gewöhnliche Motto von Institutionen, die die Vergangenheit präsentieren: „What is past, is prologue“. Aber dies ist leichter gesagt als getan. Besonders im Fall von US-Geschichte wird meist eine These erwartet, besser noch eine möglichst gerade Linie von der Vergangenheit in die Gegenwart, etwa so, wie sie ein englischer Politikwissenschaftler 1946 mit „From Luther to Hitler. The History of Fascist-Nazi Political Philosophy“ über Deutschland zeichnete, und tatsächlich erscheinen Bücher in dieser Art über die USA.

Diesen Weg haben wir nicht gewählt, denn die Besonderheit der nordamerikanischen Ideengeschichte scheint uns gerade in ihrer Ungeradlinigkeit zu liegen. Beinahe jedem geschaffenen Geschichtsmythos folgte dessen öffentliche scharfe Kritik auf dem Fuße. Der kaum ausgerufene Gottesstaat der ersten Puritaner wurde umgehend aus den eigenen Reihen mit der Idee konfrontiert, die Trennung von Kirche und Staat sei viel sinnvoller. Die allmähliche Lockerung religiöser Vorschriften hatte regelmäßige Erweckungsbewegungen zur Folge, die die gänzliche Verinnerlichung des Glaubens predigten.

Die Gründungsdokumente aus dem 18. Jahrhundert schrieben mit ihrer politischen Philosophie Gleichheit und individuelle Freiheit in den USA als Begriffe fest. Der in der politischen Theorie der Verfassung enthaltene Mythos über Stärke durch Einheit und Zentralisierung, die der äußeren Feinde wegen geboten sei, rief ebenfalls Kritiker hervor, die die Freiheit bedroht sahen, bzw. den Widerstand der lokalen herrschenden Klassen.

Umgehend wurde die Kluft zwischen dem „promise of America“ aus der Unabhängigkeitserklärung und der Realität Leitmotiv der Gesellschaftskritiker. An Klassentrennung damals arm, fiel in jener Zeit umso mehr die Rassentrennung im Norden auf, im Süden die Sklaverei der Schwarzen in der Landwirtschaft, die Vertreibung und Vernichtung der Ureinwohner und die Geschlechterdiskriminierung.

Als die Sklaverei und ihre Legitimation vor dem Bürgerkrieg stetig anwuchsen, setzten andere ihr Leben ein, um ihre Mitbürger davon abzubringen. Als die USA nach dem Bürgerkrieg zur ersten Weltwirtschaftsmacht aufstieg, und nochmals, als sie in den 1950er Jahren zur besten aller Welten

ausgerufen wurde, kritisierten andere die Vernichtungskraft schrankenlos kapitalistischer Wirtschaft.

Die Rapidität der kapitalistischen Umwandlung überhaupt – man denke an die Verwunderung Alexis de Tocquevilles über die USA, an das Interesse von Marx und Engels, die für eine führende US-amerikanische Enzyklopädie schrieben – brachte zuerst Romantiker, dann außerdem Sklavereibefürworter gegen diese Entwicklung auf, nach dem Bürgerkrieg aber auch Ökonomen und Reformorientierte. Anschließend kamen als Gegenstände der Kritik die andere Völker bedrängende Außenpolitik, die Hegemonie der „public opinion“, Wissenschaftsglaube, Bürokratisierung und Warenwerbung hinzu.

Die hier vorgestellten „public intellectuals“ sollten keine „besseren“ Ideen vertreten oder in einem aktualistischen Sinn besonders sympathisch sein. Die Konstruktion eines „anderen Amerika“, dessen Denkerinnen und Denker eine „richtigere“ Richtung vertraten, haben wir nicht unternommen. Sie würde einen falschen Eindruck von der realen Geschichte geben – als wenn man beim Thema deutsche Diktatur nur auf den Widerstand zu sprechen käme.

Auf die USA bezogen sind Geschichtsüberlieferungen ein wichtiger Teil der Ideengeschichte. Sie schufen immer Mythen, und diese riefen in diesem Land umgehend Widerspruch hervor. Für die vorliegenden Porträts haben wir Mythenverteidiger und ihre Kritikerinnen und Kritiker ausgewählt, von welcher Seite aus sie auch immer argumentierten. Unser Gesichtspunkt, die Kritik unserer Porträtierten solle in gewisser Weise exemplarisch sein, ist natürlich subjektiv.

Diejenigen, die in Ämtern den Status quo durch Politik und Mythen befestigten, sind hier in der Minderzahl. Ihre Kritiker verstanden sich z.T. als sozialistisch, blieben jedoch meist mit dem reformorientierten Bürgertum verbunden. So wie einige der hier Porträtierten das Interesse von Marx und Engels erweckten, wurden diese aber auch ihrerseits besonders um die vorletzte Jahrhundertwende von vielen US-Amerikanern gelesen.

Die Arbeiterbewegung in den USA war vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis in die 1940er Jahre hinein von Bedeutung. Ihre Intellektuellen waren jedoch oft mehr an Theorie und ausländischen Revolutionen interessiert. Es gab hier keinen wie den Peruaner José Carlos Mariátegui oder den Italiener Antonio Gramsci, die die Lage ihres Landes so historisch detailliert erforscht hätten.

Auch wenn politische Reformen gegen Banken und Monopole besonders nach den Wirtschaftsdepressionen der 1870er, 1890er und 1930er Jahre an der Tagesordnung waren, so war dies zu einem Teil Sache der breiten Bewegung des Progressivismus bzw. des New Deal. Einige Vertreter und Vertreterinnen der Frauen, der Afroamerikaner und der Arbeiter dieser Jahrzehnte formulierten aber durchaus, dass ihre Belange in der bestehenden Gesellschaft, so, wie sie war, nicht ausreichend zur Geltung kommen würden.

Die Arbeiter spielten als Klasse wegen ihrer Inhomogenität, ihres im Vergleich zu Europa größeren Anteils am gesellschaftlichen Reichtum und zunächst auch ihrer sozialen Mobilität eine viel geringere Rolle. Ungleich stärker als in vergleichbarer westeuropäischer Ideengeschichte trat an die Stelle des Klassenkampfes der Fortschrittsglauben, die Vorstellung von einer sozial verträglichen bürgerlichen Demokratie, wo Technik, Wissenschaft und Vernunft mit Wirtschaft und Politik harmonisch zusammenwirken. Dazu gehört auch die Vorstellung, als Intellektueller, etwa als „Berater“ mächtiger Politiker, seine Ideen direkt in die Gesellschaft umsetzen zu können.

Das Thema Ungleichheit wurde im Vergleich zu Europa eher mit bürgerlichen Freiheiten, den Menschen- und Minderheitenrechten und den Rechten des Individuums gegenüber dem Staat in Verbindung gebracht. Dadurch wurde das in Europa seit einiger Zeit diskutierte Thema „gender, race, class“ in seinen verschlungenen Abhängigkeiten in den USA bereits vor mehr als einem Jahrhundert auf hohem Niveau durchdacht. Frauenrechtlerinnen und Minderheitenvertreter mussten damals bereits ohne eine starke Arbeiterbewegung im Rücken folgenschwere Entscheidungen über Bündnisse treffen, so dass die Bedeutung ihrer Erfahrungen für Europa auf der Hand liegt.

Wirtschaftsliberalität und Progressivismus selbst wurden am stärksten von konservativer Seite angegriffen. Unter den Gründungsvätern waren die ausgesprochenen Demokratieverehrer in der Minderheit, und das Misstrauen gegenüber der Bevölkerungsmehrheit war groß, bevor die Regierung Jefferson – er selbst einer der Kritiker konservativen Denkens – diese Verhältnisse änderte. Sklavereibefürworter wehrten sich gegen den Kapitalismus der Nordstaaten, der im Begriff war, sie zu überrollen, indem sie ihn ihrerseits als ausbeuterisch und menschenverachtend brandmarkten. Spätere konservative Progressivismuskritiker legten den Finger auf die Einfalt reformorientierter Politik, auf das Demokratieparadox, das durch die Vereinheitlichung öffentlicher Meinung entsteht.

Insgesamt gesehen, findet man in der vorliegenden Ideengeschichte auch wiederkehrende Stilmuster: einen gewissen protestantisch-aufklärerischen Impetus vieler Autoren, zusammen mit Religiosität oft unorthodoxer Natur. Es gibt eine Unerschrockenheit, persönlich für richtig Befundenes zu zeugen, ohne die Furcht davor, als „radikal“ zu gelten. Als Gründe dafür denkt man unwillkürlich an die Aufforderung im amerikanischen Calvinismus, die Schriften selbstständig zu interpretieren, an das quäkerische Gebot, seinem Gewissen allein zu folgen, an die Tradition der amerikanischen Gläubigen, Hierarchie abzulehnen und vor Obrigkeiten nicht zu früh zu kapitulieren. Vielleicht haben US-Intellektuelle mehr als in Europa für ihre abweichende Meinung, die sie schriftlich darlegten, etwas Persönliches riskiert.

Die Mitte der 1960er Jahre erschien uns als zeitliche Begrenzung dieses Unternehmens vertretbar. Die Stabilität der US-amerikanischen Nachkriegs-

zeit geriet gerade in diesem Augenblick ins Stocken, und sie gibt einen für Reflexion und Einschätzung genügend großen Abstand.

Unsere Porträts sind eine Mischung aus kurzer Einführung, Biographie und Zeitgeschichte und sollen ein anfängliches Interesse vor allem bei Nicht-Fachleuten wecken. Einer genaueren Beschreibung eines oder mehrerer Hauptwerke haben wir den Vorzug davor gegeben, die Entwicklung einer Fachdisziplin im Einzelnen darzustellen. Da viele der hier Porträtierten im Unterschied etwa zu US-Schriftstellern dem Nicht-Fachpublikum beinahe unbekannt sein werden, haben wir auf Verbindungen und Ähnlichkeiten mit europäischen oder deutschen Gedanken besonderes Augenmerk gelegt.

Die Essays bleiben so auf die Personen zentriert, so dass ihr Anteil an der Ideengeschichte deutlich wird. Wir wollten sie nicht mit einer einheitlichen These überziehen, sondern ihr mehr Relief und Tiefenschärfe verleihen. Dadurch sollte sich ein größeres Maß an Vielfalt ergeben, die Voraussetzung für einen realistischen Gesamteindruck.